Das Problem von Sprache und Rede in der Phonologie

Autor(en): **Wüest, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **30 (1971)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-24596

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Problem von Sprache und Rede in der Phonologie

Gleich auf den ersten Seiten seiner *Grundzüge der Phonologie*[1] übernimmt Trubetzkoy Saussures Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* und setzt sie seiner Unterscheidung zwischen Phonologie und Phonetik gleich. Die Phonologie wäre nach Trubetzkoy eine «Sprachgebildelautlehre», während er die Phonetik – und gemeint ist die physiologisch-akustisch orientierte Phonetik – als «Sprechaktlautlehre» deutet. Damit wird allerdings der Saussuresche Begriff der *langue* implizit auf eine bestimmte Art der Sprachbetrachtung festgelegt, nämlich auf die funktionelle Sprachbetrachtung der Prager Schule. Es fragt sich deshalb, wie weit überhaupt diese Gleichsetzung berechtigt ist.

Nun muß allerdings zunächst erwähnt werden, daß sich die «traditionelle» Phonologie heute der Kritik der Transformationalisten ausgesetzt sieht, welche die Existenz eines autonomen phonologischen Systems für jede Einzelsprache in Abrede stellen. Gemäß der transformationellen «Phonologie» gäbe es bloß auf der einen Seite ein allgemeines phonologisches System der Lautgegensätze, das im wesentlichen auf den Prinzipien der binären Phonologie Jakobsons aufbaut, und auf der andern Seite ein Inventar von einzelsprachlichen Regeln, welche auf Grund der angenommenen Lautbeschreibung die tatsächliche phonetische Realisation in der Rede voraussehen lassen.

Die Argumente, welche neuerdings besonders Postal[2] gegen die Existenz einer autonomen Phonologie vorgebracht hat, vermögen mich allerdings nicht zu überzeugen. Gewiß sind etwa die Fälle nicht selten, wo sich eine Lautentwicklung nur grammatikalisch erklären läßt. Beispielsweise bleibt im Altfranzösischen sekundär gestütztes *-t* als Verbalendung erhalten (TENET > *tient*, VIDET > *veit* usw.), muß aber in CAPUT > *chief* frühzeitig geschwunden sein, da dies das einzige Substantiv war, dessen Nominativ Singular auf -T auslautete. Solche Fälle waren jedoch schon den Junggrammatikern bekannt, welche sie üblicherweise als Analogiebildungen deuteten.

Es handelt sich hier um ausgesprochene Grenzfälle zwischen Phonologie und Morphologie, bei denen bisweilen die Morphologie die Oberhand über die Phonologie behält. Um eine völlige Unterordnung der Phonologie unter die Grammatik zu beweisen, müßte man aber jeglichen Lautwandel aus grammatikalischen Rücksichten erklären können. Das scheint mir jedoch einigermaßen aussichtslos. Oder soll man

[1] NIKOLAI S. TRUBETZKOY, *Grundzüge der Phonologie*, Prague 1939 (Travaux du Cercle linguistique de Prague 7); Göttingen ²1958.

[2] PAUL M. POSTAL, *Aspects of Phonological Theory*, New York/London 1968. – Die hier vorgebrachten Einwände beziehen sich vor allem auf den zweiten Teil des Buches.

etwa annehmen, das Protofranzösische habe bloß diphthongiert, um etwas Unordnung in seine Paradigmen zu bringen? Die Annahme eines autonomen phonologischen Systems der Einzelsprachen scheint mir deshalb keineswegs überflüssig.

Fragwürdig scheint mir an der transformationellen Phonologie vor allem das Abgehen von den soliden methodischen Grundsätzen der Prager Schule. Indem das Prinzip der funktionellen Opposition aufgegeben wird, wird es möglich, einer phonetischen Realisation so gut wie jede beliebige phonologische Beschreibung zuzuordnen. Dabei ist es sogar erlaubt, für das System einer Sprache phonologische Gegensätze anzunehmen, die in der Rede gar keine phonetische Realisation finden. Wenn die linguistische Theorie jedoch nicht mehr im empirisch Wahrnehmbaren ihre Rechtfertigung zu finden braucht, dann ist der Willkür Tür und Tor geöffnet.

So kommt beispielsweise Mario Saltarelli[3] dazu, die distinktive Funktion des italienischen Akzentes, der in minimalen Gegensatzpaaren wie *parlo/parlò* oder *fini/finì* erscheint, zu bestreiten. Die verschiedene Akzentsetzung in solchen Beispielen schreibt er dabei der verschiedenen grammatikalischen Bedeutung der genannten Formen zu. Dies läßt sich allenfalls vom Standpunkt des Sprechers aus vertreten, der weiß, was er sagen will, nicht aber vom Standpunkt des Hörers aus, welcher die grammatikalischen Funktionen erst aus dem lautlichen Gegensatz erschließen kann. Auch hier führt meines Erachtens die, grammatikalisch orientierte, transformationelle Phonologie in eine Sackgasse.

Ich sehe deshalb keinen Anlaß, die funktionelle Sprachbetrachtung aufzugeben oder auch vom Prinzip der doppelten Artikulation der menschlichen Sprache abzurücken, denn selbst dieses an und für sich elementare Prinzip läßt sich nicht mit den Ansichten der Transformationalisten vereinen. Ich bin geneigt, Eugenio Coseriu zuzustimmen, wenn er meint, daß «die unkritische Begeisterung für oberflächliche Verfahren der Darstellung, die unverständlicherweise für 'Analysen' und 'Deutungen' gehalten werden, nur dazu bei(trägt), die Verwirrung, die Verwechslung bei den der linguistischen Forschung zugrundeliegenden Begriffe zu vermehren»[4].

Nun erschöpft sich freilich auch die funktionelle Phonologie nicht etwa darin, bedeutungsdifferenzierende Lautgegensätze festzustellen. Vielmehr wird die phonologische Systemlehre durch eine phonologische Distributions- und Kombinationslehre ergänzt, welche erst angibt, unter welchen Umständen überhaupt die vorhandenen distinktiven Oppositionen realisiert werden können. Die Verteilung der einzelnen Phoneme auf die verschiedenen Positionen ist nämlich nicht nur vom Zufall

[3] MARIO SALTARELLI, *A Phonology of Italian in a Generative Grammar*, The Hague 1970. – Wenn SALTARELLI, p. 31–35, dem Akzent distinktive Funktion absprechen will, weil es sich bloß um ein graduelles Merkmal handle, so erliegt er wohl einem Mißverständnis, das ihm der Binarismus in verführerischer Weise nahelegt. Er vergißt dabei, daß auch die Vokallänge, auf die er selbst großes Gewicht legt, ein graduelles Merkmal ist, denn jeder Vokal hat eine gewisse Länge.

[4] EUGENIO COSERIU, *Sprache – Strukturen und Funktionen*, Tübingen 1970, p. 224.

abhängig; vielmehr erweisen sich in jeder Sprache gewisse Verbindungen als grundsätzlich unzulässig. Diese Probleme sind auch von praktischer Bedeutung.

Schon Edward Sapir[5] hat gezeigt, wie die bewußte Wahrnehmung phonetischer Sachverhalte durch unbewußte Reaktionen des eigenen phonologischen Systems getrübt werden kann. So ergaben sich beispielsweise bei seinen amerikanischen Studenten auffällige Fehlleistungen, wenn es galt, betonte Kurzvokale im absoluten Wortauslaut zu transkribieren. Dies muß sich wohl daraus erklären, daß im Englischen die sonst vorhandene Unterscheidung *Kurzvokal/Langvokal* im absoluten Wortauslaut unter Akzent zugunsten der Langvokale aufgehoben wird. Auch bei der Adaptation von Fremdsprachen zeigen Englischsprachige deshalb oft die Gewohnheit, die Auslautvokale zu zerdehnen.

Wichtig sind diese Regeln ebenso in diachronischer Hinsicht. Auch hier zeigt es sich beispielsweise, daß das Latein die Phonemverbindung NM nicht etwa bloß aus Zufall nicht kennt, sondern über einen längern Zeitraum hinweg systematisch gemieden hat: **can-men > carmen, *in-mortalis > immortalis* usw. Da die phonologischen Eigenschaften einer Sprache jedoch nicht materiell in Erscheinung treten, sondern nur indirekt erfaßbar sind, müssen sie ohne Zweifel dem Sprachsystem zugeordnet werden. Mithin ist es kaum zweifelhaft, daß die funktionelle Sprachbetrachtung immer eine «linguistique de la langue» ist. Dagegen bleibt unklar, ob alles am sprachlichen System funktionell ist.

Diese Frage stellt sich besonders im Zusammenhang mit den phonetischen Varianten, den Allophonen. Innerhalb der funktionellen Sprachbetrachtung haben sie eindeutig keinen Platz. Vom phonologischen Standpunkt aus sind sie nicht relevant. Mit dieser Feststellung ist das Thema jedoch noch keineswegs erschöpft. Manche Phonologen sind heute sogar bereit, eine Variantenlehre in die phonologische Beschreibung aufzunehmen[6]. Ohnehin baut ja die Phonologie auf gewissen phonetischen Grundbegriffen auf. So setzt die phonologische Methode der Kommutation ja bereits die phonetische Identifikation der Phoneme voraus. «Lorsqu'on oppose *table* à *sable*, on admet implicitement que ces monèmes se terminent de même»[7].

Wenn auch die Allophone eindeutig keine phonologische Funktion erfüllen, so müssen wir uns trotzdem fragen, ob sie nicht zum Sprachsystem gehören. Jedenfalls genügt es ja nicht, das Inventar der phonologischen Einheiten und Eigenschaften einer Sprache zu kennen, um sie korrekt aussprechen zu können. Damit stellt sich aber auch die Frage, wo denn genau die Grenze zwischen Sprache und Rede verläuft. Der *Cours de linguistique générale* definiert zwar die *langue* als Sprachschatz, an dem

[5] EDWARD SAPIR, *La réalité psychologique des phonèmes, Journal de psychologie normale et pathologique 30* (1933), 247–265 (ed. MANDELBROT, p. 46–60; ed. BOLTANSKI, p. 165–186).

[6] Cf. beispielsweise ANDRÉ MARTINET, *La linguistique synchronique*, Paris 1965, p. 49ss., oder ŽARKO MULJAČIĆ, *Fonologia generale e fonologia della lingua italiana*, Bologna 1969, p. 217–222.

[7] ERIC BUYSSENS, *La communication et l'articulation linguistique*, Bruxelles/Paris 1967, p. 135.

die ganze Sprachgemeinschaft teilhat, als virtuelles System, das erst die Verständigung zwischen den Individuen ermöglicht, im einzelnen bleibt er jedoch recht unbestimmt, ja sogar widersprüchlich.

So heißt es an einer Stelle: «En séparant la langue de la parole, on sépare du même coup: 1° ce qui est social de ce qui est individuel; 2° ce qui est essentiel de ce qui est accessoire et plus ou moins accidentiel»[8]. Die Vorlesungsnotizen, welche der Ausgabe von 1916 zugrundeliegen und welche nunmehr in der kritischen Ausgabe von Rudolf Engler allgemein zugänglich sind, zeigen an dieser Stelle eine kleine Abweichung. Statt *langue* und *parole* werden dort *langue* und *faculté du langage* gegenübergestellt. Der interpretatorische Eingriff der Bearbeiter wird aber voll gerechtfertigt durch eine Notiz von Saussures eigener Hand, welche über seine Meinung keine Zweifel läßt (ed. Engler, p. 42):

> « Est de l'Individu, ou de la *Parole*:
> a) Tout ce qui est Phonation, b) tout ce qui est combinaison. — Tout ce qui est *Volonté*.
> Dualité:

Parole	Langue
volonté individuelle	passivité sociale

> Ici pour la première fois question de deux Linguistiques. »

Wenn aber alles, was in einer Sprache soziale Konvention ist, zur *langue* zählt, so gehören auch die kombinatorischen Varianten zur *langue*, denn es scheint mir unbestreitbar, daß beispielsweise im Spanischen die Wahl der Allophone [*b*] und [*β*], [*d*] und [*δ*], [*g*] und [*γ*] einer sozialen Konvention entspricht.

Nun wird aber in der erwähnten Originalnotiz eine Unterscheidung innerhalb der *parole* vorgenommen, die an einer andern Stelle des *Cours de linguistique générale* näher erläutert wird. Es handelt sich um jene berühmte Stelle, auf die sich mit Vorliebe diejenigen Autoren berufen, welche Saussures Dichotomie durch eine Trichotomie ersetzen möchten. Sie lautet in der Ausgabe von 1916:

> « La parole est au contraire un acte individuel de volonté et d'intelligence, dans lequel il convient de distinguer:
> 1° les combinaisons par lesquelles le sujet parlant utilise le code de la langue en vue d'exprimer sa pensée personnelle; 2° le mécanisme psycho-physique qui lui permet d'extérioriser ces combinaisons. »

Während man sonst eine sehr große Treue der Bearbeiter gegenüber ihren Vorlagen feststellt, sind an dieser Stelle die Abweichungen auffällig groß. Nach den wie üblich weitgehend übereinstimmenden Vorlesungsnotizen definierte Saussure die beiden Teile der Rede wie folgt:

> « 1° Usage de la parole en général en vue du langage (phonation, etc.),
> 2° Usage individuel du code de langue selon la pensée individuelle[9]. »

[8] FERDINAND DE SAUSSURE, *Cours de linguistique générale*, édition critique par RUDOLF ENGLER, vol. I, Wiesbaden 1967/68, 241–243.

[9] ed. ENGLER, 246–247.

Diese Fassung wird auch durch die zitierte Originalnotiz gestützt. Die Bearbeiter haben dagegen nicht nur die beiden Teilgebiete der Rede untereinander vertauscht, sondern sich auch sonst ziemlich weit vom ursprünglichen Text entfernt.

Halten wir uns jedoch an die ursprünglichen Definitionen, so möchte es scheinen, als ob die Variantenlehre zweckmäßig dem «usage de la parole en général en vue du langage» zugerechnet würde. Hier liegt jedoch ein Widerspruch versteckt. Wenn nach der ersten Definition nur zur Rede gehört, was individueller Wille ist, so hat es in der Rede doch wohl keinen Platz mehr für den «usage de la parole *en général* en vue du langage». Wahrscheinlich versuchten sogar die Herausgeber von 1916 gerade durch den erwähnten Eingriff in den Text diesen Widerspruch zu entschärfen. Der Zwiespalt bleibt jedoch bestehen, und es ist höchst bezeichnend, daß selbst Ferdinand de Saussure an dieser Stelle zögert.

Wie soll dieser Zwiespalt gelöst werden? Auf keinen Fall würde ich André Martinet beipflichten, wenn er neuerdings die Unterscheidung zwischen Sprache und Rede gleich ganz aufgeben möchte, da sie ihm nur noch als «réminiscence d'un psychologisme peu recommandable»[10] erscheint. Damit dürfte er wohl die Bedeutung von Saussures Dichotomie schwer unterschätzt haben, handelt es sich doch dabei um eine grundlegende wissenschaftstheoretische Unterscheidung, die recht eigentlich erst die Überwindung der positivistischen Sprachbetrachtung des vorigen Jahrhunderts möglich gemacht hat. Das Bedürfnis, diese Dichotomie durch eine feinere Unterscheidung zu ersetzen, ist heute jedoch ziemlich verbreitet.

Am bekanntesten ist wohl die Trichotomie *System, Norm und Rede*, für welche sich Eugenio Coseriu[11] einsetzt. Ähnliche Dreiteilungen sind allerdings schon früher vorgeschlagen worden[12]. Dabei könnte einerseits das System mit dem Funktionellen und andererseits die Rede mit dem Individuellen gleichgesetzt werden. Bedenkt man, daß die Schwierigkeiten mit Saussures Dichotomie im wesentlichen daher rühren, daß es sprachliche Erscheinungen gibt, die zwar nicht funktionell, aber auch nicht rein individuell sind, so scheint sich diese Dreiteilung unbedingt aufzudrängen. Die Aussonderung des Individuellen erscheint mir dabei genau so wichtig wie diejenige des Funktionellen.

Das rein Individuelle kann nämlich kaum Gegenstand einer Wissenschaft bilden, die diesen Namen verdient, denn Aufgabe einer Wissenschaft ist es nicht, das Tagebuch der Welt zu führen, sondern allgemeine Regeln aufzustellen, die sich auf eine

[10] *Phonologie der Gegenwart*, Wien/Graz/Köln 1967 (*Wiener Slavistisches Jahrbuch, Ergänzungsband 6*), p. 66.

[11] EUGENIO COSERIU, *Sistema, norma y habla*, Montevideo 1952 (abgedruckt in *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid 1967, p. 11–113), ferner *Sistema, norma e «parola»*, in: *Studi linguistici in onore di Vittore Pisani*, Brescia 1969, vol. I, p. 235–253 (deutsche Übersetzung in *Sprache – Funktionen und Strukturen*, Tübingen 1970, p. 193–212).

[12] Vergessen scheint JOSEF VACHEK, *Zum Problem der geschriebenen Sprache, Travaux du Cercle linguistique de Prague 8* (1939), 94–104 (vor allem p. 98).

möglichst große Anzahl von Fällen anwenden lassen. Freilich sind Sprache und Rede untrennbar. Der Linguist wird sich deshalb immer wieder mit Einzelfällen zu befassen haben, doch erhält der Einzelfall erst dadurch seine Bedeutung, daß er sich in eine zusammenhängende Reihe von Fällen einordnen läßt. «Une expérience unique est toujours impuissante à discriminer ses propres facteurs; par suite à fournir sa propre interprétation»[13].

Nicht ganz glücklich bin ich allerdings mit dem Ausdruck Norm, der mich zu sehr an die normative Grammatik erinnert. Die Dreiheit *langue, discours et parole*, welche Eric Buyssens[14] vorgeschlagen hat, scheint mir terminologisch besser, obwohl auch der Ausdruck *discours* eigentlich bereits nicht mehr frei ist. Er bezeichnet hier das spezifische Verhalten der sprachlichen Elemente innerhalb der Redekette, der *chaîne parlée*. Diese Definition würde es auch erleichtern, das ganze Problemfeld der Frequenzstatistik dem *discours* zuzuordnen. Die Frequenz der Phoneme und Moneme ist nämlich eine weitere Erscheinung, deren Zuordnung zu Sprache oder Rede umstritten bleibt.

Schon Trubetzkoy hatte ein Kapitel über Phonemfrequenz in seine *Grundzüge der Phonologie* aufgenommen. In neuerer Zeit hat besonders Gustav Herdan[15] dafür plädiert, die Phonemfrequenz als Eigenschaft des sprachlichen Systems zu betrachten. Dabei stützt er sich auf die Tatsache, daß die Phonemfrequenz nachweisbar von sehr großer Konstanz ist, so daß bereits eine relativ kurze Textprobe in ihrer phonologischen Zusammensetzung repräsentativ ist für die statistische Population. Allerdings wird bei dieser Argumentation die statistische Unterscheidung zwischen Probe und Population in anfechtbarer Weise der linguistischen Unterscheidung zwischen Rede und Sprache gleichgestellt.

Demgegenüber bleiben die statistischen Charaktere eines Monemsystems nur innerhalb eines kohärenten Textes konstant. Der Grund scheint mir leicht einzusehen. Der Sprecher bevorzugt innerhalb eines gegebenen Sprachsystems diejenigen Moneme, die seine Gedankenwelt am besten repräsentieren. Dagegen ist die Verteilung der Phoneme auf die verschiedenen Moneme völlig arbiträr, denn die Phoneme sind nicht selber Sinnträger. Während deshalb die arbiträr verwendeten Phoneme eines gegebenen Sprachsystems immer bloß eine einzige Population bilden, können die Moneme, da sie intentionell verwendet werden, verschiedene Populationen innerhalb des gleichen Sprachsystems bilden.

So kann Form und Zusammensetzung der Rede zum Ausdruck eines bestimmten Denkens und Wissens werden. Diese Erkenntnis liegt besonders den Werken von

[13] MARC BLOCH, *Apologie pour l'histoire ou Métier d'historien*, Paris 1949 (*Cahiers des Annales 3*), p. 13.

[14] ERIC BUYSSENS, *op. cit.*, p. 40–42.

[15] Cf. zuletzt GUSTAV HERDAN, *The Advanced Theory of Language as Choice and Chance*, Berlin 1966, p. 14ss.

Michel Foucault zu Grunde, der seine Betrachtungsweise folgendermaßen gegenüber dem Strukturalismus abgrenzt: «Si j'ai parlé du discours, ce n'était point pour montrer que les mécanismes ou les processus de la langue s'y maintenaient intégralement; mais plutôt pour faire apparaître, dans l'épaisseur des performances verbales, la diversité des niveaux possibles d'analyse; pour montrer qu'à côté des méthodes de structuration linguistique (ou de celles de l'interprétation), on pouvait établir une description spécifique des énoncés, de leur formation et des régularités propres du discours»[16].

Allerdings bekommen wir es hier bereits mit sprachlichen Erscheinungen zu tun, deren Bedeutung eindeutig außerhalb des rein linguistischen Bereiches liegt. Das Gebiet des *discours* – selbst nach Abtrennung der *parole* – ist tatsächlich viel weniger in sich geschlossen, weniger kohärent und stärker nach außen geöffnet als dasjenige der *langue*. Es gibt jedoch genügend Erscheinungen der Rede, welche die Entwicklung der Sprache direkt beeinflussen können. Eine kombinatorische Variante kann beispielsweise jederzeit als Folge eines neuen Lautwandels, welcher die kontextuellen Bedingungen verändert, phonologisiert werden. Ich glaube jedoch, daß auch der quantitative Ertrag der Elemente des Systems in der Rede entscheidend sein kann.

Große Bedeutung mißt besonders André Martinet[17] dem funktionellen Ertrag der phonologischen Oppositionen zu, da nach seiner Meinung die Sprache vor allem jene phonologischen Oppositionen aufgibt, welche sich nur auf eine geringe Zahl von phonologisch minimal differenzierten Wortpaaren stützen können. Mir scheint in diesem Fall jedoch einige Skepsis angebracht, denn die Kommutation gehört ja nicht zum Wesen einer funktionellen Opposition, sondern ist bloß die strukturalistische Methode zur Bestimmung dieser Oppositionen. In der Praxis sind ohnehin die Fälle eher selten, wo die Bedeutung eines ganzen Satzes von einem einzigen Phonem abhängt.

Als entscheidend betrachte ich dagegen die Frage nach der Ökonomie sprachlicher Mittel, mit der sich schon George Kingsley Zipf in seinen leider meist ebenso verwirrenden wie anregenden Werken beschäftigt hat. Immerhin nahmen gewisse seiner Einsichten schon beinahe die mathematische Informationstheorie vorweg. Ökonomie bezeichnet hier nichts anderes als eine sinnvolle Gewichtsverteilung zwischen den Teilen eines Ganzen, in dem auch die in der Kommunikation unerläßliche Redundanz ihren Platz hat. Danach müßte etwa denjenigen Elementen einer Sprache, welche die größte Wahrscheinlichkeit des Auftretens und damit den geringsten Informationsgehalt aufweisen, auch die einfachste Form zukommen.

[16] MICHEL FOUCAULT, *L'archéologie du savoir*, Paris 1969, p. 260–261.

[17] Cf. besonders ANDRÉ MARTINET, *Economie des changements phonétiques*. Traité de phonologie diachronique, Berne 1955, p. 39–62.

Eine interessante Anwendung dieses Prinzips hat jüngst Witold Mańczak[18] gegeben, indem er regelwidrige phonetische Verkürzungen, wie sie in der Entwicklung der romanischen Sprachen nicht selten sind, als Folge der hohen Frequenz deutete. Es handelt sich dabei vor allem um Wörter, deren Entwicklung bisher meist als vortonig erklärt wurde. Dabei ist diese Erklärung vielfach ungenügend. Die Aphärese in ILLU > *le* und ILLA > *la* ist gewiß keine charakteristische Erscheinung des Vortonvokalismus und in ILLORUM > *leur* weist das lat. ō sogar eine eindeutige Haupttonentwicklung auf. Dagegen kann Mańczak eindeutig nachweisen, daß die Wörter mit regelwidrigen phonetischen Verkürzungen insgesamt zum geläufigsten Teil des Wortschatzes gehören.

Nach Zipfs Meinung müßte aber auch die relative Frequenz der einzelnen Phoneme im umgekehrten Verhältnis zu ihrer phonetischen Komplexität stehen[19]. Sein Paradebeispiel war die privative Opposition zwischen stimmhaften und stimmlosen Verschlußlauten. Tatsächlich sind die stimmlosen Verschlußlaute in so vielen Sprachen eindeutig häufiger als die entsprechenden stimmhaften, daß ein Zufall ausgeschlossen werden muß. Diese Tatsache bleibt bestehen, selbst wenn man Zipfs Deutung anfechten mag. Immerhin ist ja auch Roman Jakobson von einer ganz andern Seite her, indem er Erscheinungen der Kindersprache und der Aphasie phonologisch untersuchte[20], zum Schluß gelangt, gewisse Phoneme würden von Natur aus bevorzugt.

Da tatsächlich die Möglichkeiten der menschlichen «Lautproduktion» auf einigen physiologischen und akustischen Gegebenheiten beruhen, die sich höchstens in naturgeschichtlichen Zeiträumen verändern, halte ich es durchaus für wahrscheinlich, daß es auf der Ebene der Rede so etwas wie «panchronische» Lautgesetze gibt. Die Hypothese, wonach es ein ideales Frequenzgleichgewicht in der Rede gibt und wonach Störungen dieses Gleichgewichts einen Lautwandel verursachen können, scheint mir recht einleuchtend. Auch das bekannte Ausfüllen der «holes in the pattern», der Hohlräume im phonologischen System, ist ja eigentlich nichts anderes als ein durch Gleichgewichtsstörungen hervorgerufener Lautwandel.

Auch hier scheinen mir also die in synchronischer Betrachtung gewonnenen Einsichten auf die Diachronie anwendbar. Damit will ich jedoch nicht unbedingt jene traditionelle Form der historischen Sprachbetrachtung verteidigen, welche Einzelereignisse in einen kausalen Zusammenhang hineinzustellen sucht. Noch Ferdinand de Saussure konnte sich zwar die diachronische Linguistik einzig in dieser Form vorstellen. Seither hat aber nicht nur die Linguistik, sondern auch die Geschichtswissenschaft Fortschritte gemacht. Vor allem hat die moderne Geschichtswissenschaft

[18] WITOLD MAŃCZAK, *Le développement phonétique des langues romanes et la fréquence*, Kraków 1969.

[19] Cf. zuletzt GEORGE KINGSLEY ZIPF, *Human Behavior and the Principle of Least Effort*, Cambridge (Mass.) 1949, p. 99–105.

[20] ROMAN JAKOBSON, *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*, Uppsala 1941 (abgedruckt in *Selected Writings I: Phonological Studies*, 's-Gravenhage 1962, p. 382–401).

erfaßt, daß es neben der raschen Abfolge von Einzelereignissen auch in der Geschichte Zustände von Dauer gibt.

Tatsächlich läßt sich der Unterschied zwischen Sprache, Rede und Sprechen auch in diachronischer Hinsicht definieren als Stufenfolge von Erscheinungen verschiedener zeitlicher Ausdehnung. Auf der einen Seite steht der Sprechakt, ein einmaliger, zeitlich eng begrenzter, nicht wiederholbarer Vorgang; auf der andern Seite das Sprachgebilde, das System virtueller Oppositionen, welches nicht an den Augenblick gebunden ist, das in großen Zeiträmuen aber trotzdem der Veränderung unterworfen ist; dazwischen das breite Feld der statistisch erfaßbaren Regelmäßigkeiten, die teilweise vom funktionellen System bestimmt werden, teilweise aber auch den Spielraum ausnützen, welchen das funktionelle System offen läßt.

So betrachtet entspricht die linguistische Trichotomie *langue, discours et parole* genau Fernand Braudels historischer Trichotomie *structure, conjoncture et événement*[21]. Die Beschäftigung der Linguisten mit den Sprachsystemen und die Beschäftigung der Historiker mit den Problemen der Langzeit hat sich nahezu gleichzeitig entwickelt und darf durchaus gleichgestellt werden, denn in historischer Hinsicht zeichnen sich Systeme gerade durch ihre Dauerhaftigkeit aus: «Pour nous, historiens, une structure est sans doute assemblage, architecture, mais plus encore une réalité que le temps use mal et véhicule longtemps»[22]. Unter Konjunktur ist dagegen die quantitative Erfassung der Etappen einer Entwicklung auf einer mittleren zeitlichen Ebene zu verstehen.

Der Erfordernis einer modernen Geschichtsbetrachtung, die verschiedenen zeitlichen Ebenen klar zu scheiden, wird sich auch die Sprachgeschichte nicht verschließen können. Dazu wird es aber nötig sein, daß sie sich der Erkenntnisse des linguistischen Strukturalismus bedient. So ist es auch in sprachgeschichtlicher Hinsicht wichtig, zu wissen, ob ein Lautwandel Auswirkungen auf das Lautsystem hat oder nicht. Führt er nämlich zu einer Phonemkollision, d. h. zur Aufgabe einer funktionellen Opposition im System, so ist diese nicht mehr rückgängig zu machen. Damit werden bleibende Spuren hinterlassen und folglich gehört dieser Wandel auch einer andern Zeitebene an als ein phonologisch nicht relevanter, nicht im System fixierter Wandel.

So wird die Gegenwart einer Sprache häufig durch ihre Vergangenheit bestimmt. Gewiß hat sich die Beschränkung auf die Synchronie in der Linguistik bezahlt gemacht, da sie zum Ausgangspunkt neuer grundsätzlicher Erkenntnisse geworden ist. Zur vollständigen Erforschung einer Sprache gehört aber auch das Studium ihrer Geschichte. Ohnehin haben schon die statistischen Untersuchungen Martinets[23]

[21] FERNAND BRAUDEL, *Histoire et sciences sociales : La longue durée*, *Annales E.S.C. 13* (1958), 725–753 (zitiert nach *Ecrits sur l'histoire*, Paris 1969, p. 41–83).

[22] BRAUDEL, *op. cit.*, p. 50.

[23] ANDRÉ MARTINET, *La prononciation du français contemporain*; témoignages recueillis en 1941 dans un camp d'officiers prisonniers, Paris 1945.

über die Aussprache des Französischen gezeigt, daß das Lautsystem einer Sprache weit weniger einheitlich ist, als man das gerne annehmen möchte. Gewisse phonologische Oppositionen wie /ẽ/~/õ̃/ (*brin*/*brun*), /ạ/~/ą/ (*patte*/*pâte*), /ẹ/~/ę/ (*fée*/*fais*) usw. sind nur einem Teil der Franzosen bekannt, während ein anderer Teil sie ignoriert.

Historisch gesehen haben wir es hier mit dem Nebeneinander eines jüngern und eines ältern Sprachzustandes zu tun. Wenn wir die Sprachgeschichte als Abfolge von Gleichgewichtszuständen betrachten, so stimmt das demnach nur bedingt. Einen absolut synchronen Sprachzustand gibt es zweifellos nur in der Abstraktion. In Wirklichkeit ist die Sprache ständig in Entwicklung begriffen. Deshalb läuft ein Sprachwandel auch nicht immer mit jener Regelmäßigkeit ab, an die uns die Junggrammatiker glauben machen wollten. Besonders in der Übergangsphase, da sich das neue System erst durchsetzen muß, können sich leicht störende Einflüsse bemerkbar machen, wie das hier an einem Beispiel ausführlich dargelegt werden soll.

Im frankoprovenzalischen Sprachgebiet, mit Ausnahme allerdings des südwestlichen Teils, haben die Affrikaten /*ts*/ < C^{e,i}, CY, TY und /*tš*/ < C^{a,au}, (PY) ihren Artikulationspunkt nach vorne verlagert und sind zu [*ϑ*] und [*ts*], in Savoyen (mit Genf) und in der Bresse sogar zu [*f*] und [*ϑ*] geworden: *chanson* > ([*tsãϑõ*] > [*ϑãfõ*]). Parallel dazu entwickelt sich auch die Affrikate /*dž*/. Daneben stehen etliche Sonderentwicklungen, mit denen wir uns hier nicht beschäftigen wollen[24]. Diese Lautverschiebung wird übrigens meistens als recht jung angesehen. Jedenfalls ist sie jünger als die Sonorisation, denn in intervokalischer Stellung wird im Frankoprovenzalischen noch [-*ts*-] > [-*yz*-] wie im Französischen.

Während nun die Entwicklung bei /*tš*/ und auch bei /*dž*/ einigermaßen regelmäßig verläuft, erscheint /*ts*/ nur teilweise als [*ϑ*] oder [*f*], teilweise aber auch als [*s*]. So erhält man beispielsweise in Ollon auf der einen Seite [*fãẽ*] < *CINQUE, [*fãẽdr*$_e$] < CINERE, [*tsọfe*] < CALCEAS, [*pãfe*] < PANTICE usw., auf der andern Seite [*sẽ*] < CENTU, [*sẽrϑa*] < CIRCULU, [*sərəzi*] < *CERESEARIU, [*pis*$_e$] < *PETTIA usw.[25]

Die meisten Autoren halten die erste Entwicklung für regelmässig, die zweite dagegen für eine Regressionserscheinung unter dem Einfluß der Schriftsprache[26]. Diese Erklärung vermag mich aber nicht zu überzeugen, denn es ist nicht einzusehen, warum es in der Entwicklung von /*ts*/ zu einer solchen Regression kommen sollte – zumal in Wörtern, deren Lautstand sonst frankoprovenzalisch ist – und nicht auch bei /*tš*/. Zu bedenken gilt es ferner, daß /*ts*/ in seiner Entwicklung teilweise mit dem bestehenden Phonem /*f*/ kollidiert, während die Entwicklung von /*tš*/ zu keiner Pho-

[24] Im untersten Wallis und im Distrikt Aigle wird *ts* > *f*, aber *tš* > *ts* (cf. BENGT HASSELROT, *Etude sur le dialecte d'Ollon et du district d'Aigle (Vaud)*, Uppsala/Paris 1937, p. 123–144); in Teilen Savoyens und des Dauphiné entsteht *st* < *tš*; usw.

[25] Cf. HASSELROT, *op. cit.*, p. 123–124.

[26] Cf. besonders OSKAR KELLER, *Der Genferdialekt dargestellt an der Mundart von Certoux*, Zürich 1919, p. 120–122. – Wesentlich zurückhaltender urteilt HASSELROT, *op. cit.*, p. 132s.

nemkollision führt. Ich würde deshalb annehmen, daß in vielen Wörtern /*ts*/ gar nicht erst an der Kettenverschiebung beteiligt war, sondern vorher schon mit /*s*/ zusammengefallen ist.

Ich vermute nun, daß in der Phase des Übergangs vom einen zum andern Zustand sich zwei Entwicklungen überlagerten. Solches dürfte in den alten Dialekten wohl viel häufiger vorgekommen sein als in den heutigen einheitlichen Schriftsprachen, wiewohl es ja auch in der Geschichte der französischen Schriftsprache einige Doppelentwicklungen gibt wie etwa bei geschlossenem E in betonter offener Silbe.

Wenn sich nun aber im Fall von /*ts*/ die Reduktion der Affrikaten zu Sibilanten der frankoprovenzalischen Kettenverschiebung überlagert, im Fall von /*tš*/ und /*dž*/ dagegen nicht, wobei die Kettenverschiebung unbedingt synchron ablaufen mußte, so kann das nur heißen, daß die Reduktion von /*ts*/ älter ist als diejenige von /*tš*/ und /*dž*/. Tatsächlich ist /*ts*/ nirgends in der Galloromania geblieben, während die Aussprache [*tš*] und [*dž*] bis heute erhalten ist in der Wallonie, im Osten der Freigrafschaft und in gewissen nordokzitanischen Dialekten[27]. In andern Dialekten haben /*tš*/ und /*dž*/ später die Lautform [*ts*] und [*dz*] angenommen, nämlich in einem Gebietsstrich, der sich vom okzitanischen Südteil des Dauphiné über die Auvergne bis ins Haut-Limousin erstreckt, sowie, vom frankoprovenzalischen Gebiet leicht abgehoben, im Morvan[28].

Der Grund dieser asymmetrischen Entwicklung ist wahrscheinlich bei der asymmetrischen Verteilung der Affrikaten im altfranzösischen Lautsystem zu suchen:

/*ts*/ /*tš*/
/*dž*/

Nach Ausfall des primären /*ts*/ dürfen wohl die dialektal bezeugten Aussprachen [*tš*] und [*ts*] beziehungsweise [*dž*] und [*dz*] als zwei phonetische Realisationen des gleichen Phonems betrachtet werden, sofern man diese Affrikaten nicht biphonematisch deuten muß. Nun bildet aber in diesem Teil Frankreichs, besonders in der Auvergne, /*s*/ jeder Herkunft häufig eine Variante [*š*] vor palatalen Vokalen aus. Wäre die Affrikate demnach als /*t* + *s*/ zu deuten, so müßte sie sich vor palatalen Vokalen als [*tš*] realisieren. Solches wird auch tatsächlich aus der Westschweiz mitgeteilt[29], scheint sonst aber unbekannt.

Daneben fehlt es nicht an positiven Indizien dafür, daß der Unterschied zwischen [*tš*] und [*ts*] beziehungsweise [*dž*] und [*dz*] derjenige von zwei Lautvarianten ist.

[27] Eine zusammenfassende Darstellung zur Entwicklung von C[a] gibt ALBERT DAUZAT, *Essais de géographie linguistique*, 2e série, Paris 1928, p. 46–99, mit Karten.

[28] Nach SIMONE ESCOFFIER, *La rencontre de la langue d'oïl, de la langue d'oc et du francoprovençal entre Loire et Allier*, Paris 1958, p. 157–159, bestand eine Enklave von [*ts*] zu Beginn unseres Jahrhunderts auch noch im Kanton von Varennes-sur-Allier (nördlich von Vichy), der heute weitgehend französisiert ist.

[29] Cf. vor allem FRANZ FANKHAUSER, *Das Patois von Val-d'Illiez (Unterwallis)*, Halle a.S. 1911, p. 122–124.

Camproux[30] erzählt, daß in Saint-Flour-de-Mercoire (Lozère) von seinen beiden Hauptzeuginnen, zwei zwanzigjährigen Mädchen, die miteinander aufgewachsen waren, die eine [*ts*], [*dz*] und die andere [*tš*], [*dž*] aussprach, ohne daß ihnen dieser Unterschied je bewusst geworden wäre. Nach einer ältern Dialektstudie bestanden ferner in Lallé en Bas-Champsaur (Hautes-Alpes)[31] beide Aussprachen nebeneinander, wobei [*tš*], [*dž*] als die gepflegteren Varianten galten. Wer deren Aussprache nicht beherrschte, wurde als *tsé-dzé* verspottet.

Man würde gern annehmen, daß alle Gebiete, wo der Wandel [*tš*] > [*ts*] eintritt, irgendwie zusammengehören. Obwohl sich die Erscheinung auf einen recht engen Raum beschränkt, bildet sie jedoch kein einheitliches Ganzes. Vor allem spaltet ein Gebietsstrich, in welchem C^a > [*š*] wird und der vom Forez bis in die Gegend von Grenoble reicht, unsern Raum beinahe in zwei Teile. Die Vermutung läge nahe, daß es sich hierbei um einen Einbruch der Schriftsprache in einen ursprünglich einheitlichen Raum handelt. Wie aber schon Pierre Gardette gezeigt hat[32], sprechen entscheidende historische und geographische Einwände gegen eine solche Annahme.

Nun gibt es aber noch einen andern Lautwandel jüngeren Datums, der das Frankoprovenzalische mit dem Auvergnatischen verbindet, nämlich die Palatalisierung der Dentalkonsonanten /*t*/, /*d*/, /*s*/, /*n*/, /*l*/ vor /*y*/, /*i*/ und /*ü*/[33]. Dieser Wandel ist in der Auvergne seit dem frühsten 16. Jahrhundert bezeugt[34] und dürfte wohl auch nicht wesentlich älter sein, wie die Palatalisierungen vor /*ü*/ vermuten lassen, denn der Wandel [*u*] > [*ü*] tritt ja gerade im Frankoprovenzalischen und in der Auvergne recht spät auf und ist teilweise bis heute nicht durchgedrungen[35]. Ein Vergleich, vor allem auf Grund des *ALMC*, des *ALLy.* und der *Tableaux phonétiques,* zeigt allerdings, daß dieser Wandel nur im Zentralmassiv regelmäßig eintritt, im Frankoprovenzalischen aber eher den Charakter einer sporadischen Assimilation hat.

Phonologisch relevant ist hier auf jeden Fall die Palatalisierung von [*n*] > [*ñ*] und [*l*] > [*ł*], welches letzteres wie primäres /*l*/ zu /*y*/ werden kann, da in diesen Fällen eine Neutralisation der Opposition /*n*/~/*ñ*/ und /*l*/~/*ł*/ vor /*i*/ und /*ü*/ eintritt. Nach Dauzat entziehen sich denn auch gerade diese Palatalisierungen der Regression

[30] CHARLES CAMPROUX, *Essai de géographie linguistique du Gévaudan*, Paris 1962, vol. I, p. 210.

[31] DAVID MARTIN, *Le patois de Lallé en Bas-Champsaur*, Gap 1907–1909, p. 7.

[32] PIERRE GARDETTE, *Géographie phonétique du Forez*, Mâcon 1941, p. 72–73.

[33] Die Bedingungen sind regionalen Schwankungen unterworfen, auf die wir hier nicht eingehen können. Von diesem Lautwandel sind aber eindeutig zu trennen die Sekundärpalatalisierungen von /*k*/, /*g*/ und die Palatalisierungen der Gruppen *Konsonant* + /*l*/, die in einem weit größern Gebiet Frankreichs vorkommen.

[34] In einer Kopie von 1507 findet man *lhoc* 'lieu' und *pogeys* 'poussins' «qu'il faut lire *pojis*, palatalisation de pouzis», cf. ALBERT DAUZAT, *Géographie phonétique de la Basse-Auvergne, RLiR 14* (1938), 1–210, besonders p. 136.

[35] Cf. nunmehr GASTON TUAILLON, *Aspects géographiques de la palatalisation u > ü, en galloroman et notamment en francoprovençal, RLiR 32* (1968), p. 100–125. – Eine gewisse geographische Ähnlichkeit der Gebiete, welche lat. ū vor Nasal nicht palatalisieren, und derjenigen, die /*tš*/, /*dž*/ nicht zum Sibilanten reduzieren, scheint mir augenfällig.

in der Auvergne: «Cette palatalisation (de *l* et *n*) passe plus inaperçue que les précédentes: elle ne saurait donc donner lieu à régression»[36]. Tatsächlich kann es aber auch hier zu Rückbildungen kommen, nur müssen sie dann von falschen Rückbildungen der primären /*l*/ und /*ñ*/ begleitet sein, wie das nach Oskar Keller auf gewisse Genfer Mundarten zuzutreffen scheint[37].

Ich vermute nun, daß zwischen den beiden erwähnten Lautverschiebungen ein Zusammenhang besteht, denn die Palatalisierung der Dentalkonsonanten führt zu einer Frequenzkonzentration in der präpalatalen Zone, die durch den Wandel [*tš*] > [*ts*], der eine Entpalatalisierung herbeiführt, teilweise wieder abgebaut wird. Irgendwie dürften die Gebiete, welche [*tš*] entpalatalisieren, also doch zusammenhängen, wobei allerdings die teilweise zeitliche Überlagerung mit einem andern Wandel für einen unzusammenhängenden Grenzverlauf gesorgt hätte. Dazu kommt noch, daß wir es hier mit einem phonologisch nicht relevanten Wandel zu tun haben, dem eine entsprechende Unstabilität anhaftet.

Der Wandel [*tš*] > [*ts*], dem ich eine entscheidende Rolle im Bereich der phonetischen Ökonomie zubillligen möchte, ist zwar seinem Wesen nach nicht phonologisch relevant, doch erzeugte er Nebenwirkungen, welche Einfluß auf das Lautsystem gehabt haben. Phonologisch relevant ist vor allem die Tatsache, daß in einem Teil des Frankoprovenzalischen das frühere Phonem /*ts*/ seine phonologische Selbständigkeit bewahrt hat. Allerdings bleibt es auch nicht ohne Auswirkungen auf das System, ob C^a > [*š*] oder [*ts*] oder [*ϑ*] wird, denn diese drei Laute lassen sich innerhalb des gegebenen Systems ohne Zweifel nicht durch die gleichen phonologischen Merkmale definieren.

Dieses Beispiel macht damit deutlich, wie wenig sinnvoll es wäre, sich auf die phonologisch relevanten Lautveränderungen zu beschränken. Trotzdem scheint mir die phonologische Analyse wesentliche Einsichten zu erschließen. Während der phonologisch relevante Wandel nämlich Spuren hinterlassen muß, solange der entsprechende Dialekt weiterlebt, brauchen die Folgen eines rein phonetischen Wandels nicht bis in die Gegenwart fortzuwirken. Er kann nachträglich überdeckt oder auch wiederum phonologisiert werden, was die historische Rekonstruktion, wie auch im vorliegenden Fall, außerordentlich erschwert. Erst mit der Dauer wirkt es sich also aus, ob ein Lautwandel phonologisch integriert wurde oder nicht.

Zürich *Jakob Wüest*

[36] DAUZAT, *op. cit.*, p. 144.
[37] Cf. KELLER, *op. cit.*, p. 152–153.